Rudolf Dekker

Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer Familien im 17. und 18. Jahrhundert

Einleitung

Zu den größten Problemen, mit denen sich Forscherinnen und Forscher der Sozial- und Kulturgeschichte des vormodernen Europa konfrontiert sehen, gehört dasjenige der schweigenden Mehrheit jener Menschen, die nicht schreiben konnten. Denn die Stimmen, die wir aus der Vergangenheit hören, stammen beinahe ausschließlich aus der kulturellen Oberschicht und der gebildeten Elite, deren Vertreterinnen und Vertreter sich auch selbst im Rahmen von Egodokumenten (Tagebuch, Autobiographie, Briefe) direkt zu Wort gemeldet haben. Die Stimme der Illiteraten oder Analphabeten ist dagegen nicht mehr zu hören, oder höchstens sporadisch im Rahmen außergewöhnlicher Umstände wie beispielsweise in Verhörsituationen. Über die Nicht- oder Halbliteraten werden wir somit in der Regel lediglich indirekt durch Vermittlung der schreibkundigen Minderheit informiert, in diesem Fall durch Richter und deren Schreiber.

In diesem Aufsatz soll dagegen eine Anzahl von Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts unmittelbar zu Wort kommen, die kaum oder gar nicht schreibkundig waren. Quellengrundlage dafür ist eine große Briefsammlung, in der sich viele diktierte oder nur mühsam selbst verfaßte Briefe einfacher Männer und Frauen der Niederlande erhalten haben. Es handelt sich um Briefe, die während der vier Kriege zwischen England und der niederländischen Republik (1652–1654, 1665–1667, 1672–1674, 1780–1784) durch die Engländer beschlagnahmt wurden und sich heute im Public Record Office in London befinden. Geschrieben wurden diese Briefe durch Matrosen an ihre an Land gebliebene Familie sowie durch deren Frauen oder andere Familienmitglieder. In beiden Fällen haben sie ihre Adressaten nie erreicht, was es uns nun rund vier Jahrhunderte später möglich macht, auf eine ganz besondere Art und Weise (gewissermaßen von innen) die privaten Lebensumstände dieser Frauen und Männer anhand ihrer Selbstzeugnisse kennen zu lernen, die teils sehr persönlich und berührend sind und deshalb heute ein aufregendes Leseerlebnis darstellen.

In den Niederlanden besteht vermutlich größere Aussicht, auf schriftliche Zeugnisse gewöhnlicher Menschen des 17. Jahrhunderts zu stoßen, als anderswo in Europa. Denn während im übrigen Europa schätzungsweise 90 Prozent illiterat waren, war in der Republik der Vereinigten Niederlande 1630 mehr als die Hälfte

der männlichen und ein Drittel der weiblichen Bevölkerung lese- und schreibkundig, zumindest wenn man Unterschriften in Amsterdamer Eheverträgen als Maßstab nimmt. Natürlich ist es etwas zweifelhaft, aus der Fertigkeit, ein Dokument zu unterschreiben, gleich auf Literalität – auf das Beherrschen der Schriftsprache – zu schließen, aber es gibt auch andere Hinweise auf dieses insgesamt schwierig zu untersuchende Phänomen. Der Theologe Gisbertus Voetius gab beispielsweise den Rat, daß jemand, der nicht lesen könne, sich doch durch einen seiner Nachbarn aus der Bibel vorlesen lassen sollte[1]. Offenkundig ging er wie selbstverständlich davon aus, daß jeder Analphabet in seiner direkten Umgebung jemanden kennen würde, der lesen könne.

Bei den meisten auch jener Amsterdamer, welche erkennbar ohne Mühe ihre Unterschrift geben konnten, blieb diese zugleich ihre einzige schriftliche Hinterlassenschaft, denn nur gerade von einem Amsterdamer Handwerker ist eine Autobiographie überliefert. Ausführlich schrieb deren Verfasser Harmannus Verbeecq über seine Ausbildung als Kürschner sowie seine schwierige Existenz zunächst als Handwerker und später als kleiner Ladenbesitzer. Seit der Entdeckung des Manuskripts und dessen Herausgabe durch den Historiker Jeroen Blaak vor einigen Jahren ist Verbeecq eine Berühmtheit geworden, die mittlerweile in jedem Buch über das Goldene Jahrhundert Hollands Erwähnung findet[2]. Verbeecq kann allerdings nicht als repräsentativ für den Handwerkerstand gelten, denn er war einigermaßen gebildet, da er einige Jahre zur Schule gegangen war.

Doch blieb auch Illiteraten der Zugang zum Medium Schrift nicht völlig verwehrt, in Gestalt von ‚mediated literacy'. Denn sie konnten sich natürlich an schreibkundige Personen wenden, die bereit waren, ihnen zu helfen, sei es gratis, für ein Trinkgeld oder bei Berufsschreibern nach einem fixen Tarif. Solche Schreiberlinge gab es in vielen europäischen Städten, wo sie ihre Dienste auf der Straße oder im Wirtshaus anboten. Der Engländer John Evelyn etwa begegnete einer Ansammlung von Berufsschreibern auf dem Pariser Friedhof „Les Innocents" und charakterisierte deren Tun als „inditing letters for poor maids and other ignorant people who come to them for advice and write for them into the country, both to their sweethearts parents and friends, every large grave stone a little elevated serving them for a table"[3]. Gelegentliche Hinweise zeigen, daß es auch in den Niederlanden durchaus üblich war, sich einen Brief schreiben zu lassen[4]. In Amsterdam gab es etwa Berufsschreiber, wie zum Beispiel den 1742 in Arrest genommenen Pieter Ribbens. Er war ein „Blattschreiber", das heißt „er schrieb pro Blatt". Er

[1] Einleitung in: *Josias van Houten*, Biegt boecxken der Christenen (Utrecht 1660) 70.
[2] *Hermanus Verbeeck*, Memoriaal ofte mijn levensraijsinghe, *Jeroen Blaak* (Hrsg.) (Reihe Egodocumenten 16, Hilversum 1999); *Jeroen Blaak*, `Worstelen om te overleven. De zorg om het bestaan in het Memoriaal van Hermanus Verbeeck (1621–1681), in: Holland 31 (1999) 1–18.
[3] *Asa Briggs* und *Peter Burke*, A Social History of the Media from Gutenberg to the Internet (Cambridge 2002) 33.
[4] *Rudolf Dekker* und *Lotte van de Pol*, Vrouwen in mannenkleren. De geschiedenis van een tegendraadse traditie. Europa 1500–1800 (Amsterdam 1989) 82.

hatte ein entsprechendes Hinweisschild an seinem Haus und ein Täfelchen an der Börse. Angeklagt wurde er, weil er mit einer Bordellbetreiberin zusammen wohnte. Als Beweismaterial diente ein Heft, in dem er die Verdienste aller Prostituierten notiert hatte. Zu seiner Verteidigung führte er an, daß dies ein Freundschaftsdienst gewesen sei, da „die Frau nicht gut mit der Feder umgehen könne" und „keinen Kredit habe". Aber diese Rechtfertigung sollte in seinem Fall nichts nützen, auch wenn es wahrscheinlich ist, daß Schreibkundige regelmäßig ihren Nachbarn oder Freunden halfen und für ihre Schreibdienste gewiß auch ein Entgelt verlangten, sei es in Form von Geld oder einer anderen Gegenleistung. Bei einer anderen Gelegenheit hatte eine in einem Bordell verhaftete Frau ausgesagt, daß sie nur deshalb dort gewesen sei, um auf Bestellung einen Brief zu schreiben[5].

Literate Menschen halfen also anderen, etwas auf Papier zu bringen, aber umgekehrt hatten sie auch schriftliche Informationen an Illiterate weiterzugeben. Wie bereits gesehen, hatte der Theologe Voetius im 17. Jahrhundert empfohlen, daß Leseunkundige sich durch Nachbarn aus der Bibel vorlesen lassen sollten. Sich etwas vorlesen zu lassen, wird übrigens zweifellos günstiger gewesen sein, als etwas schreiben zu lassen. Es ging schneller, benötigte kein Papier und keine Tinte, und Lesen war überdies eine Fähigkeit, die weiter verbreitet war als Schreiben.

Die schriftliche Hinterlassenschaft von Analphabeten ist bis auf wenige Ausnahmen bisher kaum und nicht systematisch erforscht worden. Eine bekannte Ausnahme ist etwa Margery Kempe, eine religiöse Frau aus dem spätmittelalterlichen England, die ihre Lebensbeschreibung diktiert hatte und damit zugleich für die älteste überlieferte englische Autobiographie verantwortlich zeichnete. Auch bei Gelehrten kann ein Teil ihres Nachlasses durch andere Schreiber überliefert worden sein. Benvenuto Cellini etwa hat, wie überliefert, ebenfalls einem Lehrling seine Lebensgeschichte diktiert, während er selbst als Bildhauer weiter arbeitete. Auch die Tischgespräche Luthers oder anderer Theologen und Gelehrter sind damals aufgezeichnet worden.

Weitaus der größte Teil des schriftlichen Nachlasses von Halb- oder Nicht-Literaten muß aus kleinen Briefchen bestanden haben, die vor allem praktische Informationen wie Lebenszeichen von Reisenden oder Bestellungen von Kleinhändlern enthalten haben dürften. Solche Briefe sind nur ausnahmsweise überliefert, und zumeist nur in einer Form, die nichts mehr mit ihrem ursprünglichen kommunikativen Zweck zu tun hat. Ein Beispiel dafür sind die Briefe, die jüngst unter der Decke eines Amsterdamer Grachtenhauses gefunden worden sind, hatte man doch die Spalten zwischen den Balken einst mit der Hinterlassenschaft eines Kaufmannsarchivs aus dem 17. Jahrhundert aufgefüllt. Von den meisten Briefen haben die Mäuse wenig übrig gelassen, aber einige davon enthielten doch detaillierte Stoffbestellungen – teilweise mit Verhandlungen über den Preis – von Schneidern aus dem ganzen Land[6].

[5] *Lotte van de Pol*, Het Amsterdams hoerdom. Prostitutie in de zeventiende en achttiende eeuw (Amsterdam 1996) 265, 271.
[6] Das Haus war Eigentum meines Vetters, der die Briefe sodann mir überlassen hat.

Im mittelalterlichen und frühmodernen Europa hat ein Wandel von einer oralen Kultur hin zu einer Schriftkultur stattgefunden, was – so die gängige Auffassung – nicht ohne Folgen blieb. Denn mündliche Kulturen besitzen, so etwa Walter Ong, eine ‚structural amnesia', das heißt, daß das Vergangene schnell vergessen wird, oder besser: Das Vergangene wird erinnert, als ob es heute passiert sei. In einer Schriftkultur ist die Unterscheidung zwischen Gegenwart und Vergangenheit dagegen viel schärfer. Auch gemäß David Olson weicht die ‚literate mind' fundamental von dem Bewußtsein Illiterater ab[7]. Die Schrift verändere das Denken des Menschen, indem Wissen anders organisiert und indem abstrakteres und kritischeres Denken möglich werde. Übrigens bedeutete auch in der Musik das Aufkommen der Notation den Beginn einer eher abstrakteren Entwicklung, die in die Symphonie des 19. Jahrhunderts mündete und anders kaum möglich gewesen wäre. In den letzten Jahren ist allerdings die bisher postulierte ‚great divide' zwischen einer oralen und einer literaten Welt zur Diskussion gestellt oder zumindest anders akzentuiert worden. Brian Street beispielsweise geht von verschiedenen Formen von Literalität aus, die nebeneinander bestehen können, etwa beim Gottesdienst oder im Handel.

Gemessen an der Bedeutung, die man diesem Wandel zugemessen hat, ist es doch auffällig, wie wenig Aufmerksamkeit man bisher der Schnittstelle zwischen diesen beiden Kulturen zugewendet hat. Ich selbst bin anhand einer Handschrift mit Witzen aus dem 17. Jahrhundert der Frage nachgegangen, wie die mündliche Kultur des Witze-Erzählens mit der schriftlichen Kultur des Witzebuchs verbunden war. Eine meiner Schlußfolgerungen war, daß orale und schriftliche Kultur fortwährend ineinander überlaufen und einander beeinflussen. Der Wechsel von vollständiger Literalität hin zur Illiteralität war fließend, und eine Mehrheit der Europäer wird wohl irgendwo zwischen diesen Ausgangspunkten plaziert gewesen sein. Innerhalb einiger Bereiche, die ganz besonders zur Welt des geschriebenen Worts gehörten (Verwaltung, Rechtswesen), blieben mündliche Fertigkeiten nach wie vor von großer Bedeutung. Auch in der schriftlichen Briefkommunikation liefen die Welten ineinander. Anhand einer großen Briefsammlung von Seeleuten und ihrer Familien soll in diesem Beitrag nun versucht werden, tiefer in die Praxis schriftlicher Kommunikation auf unteren Ebenen des europäischen Zusammenlebens einzudringen.

Briefe von Seeleuten

Im Public Record Office in London befinden sich Hunderte von Briefen, die während der vier Kriege zwischen der Republik und England auf von den Engländern eroberten holländischen Schiffen konfisziert worden waren[8]. Das englische Gesetz

[7] *Briggs, Burke*, 12–13.
[8] *S.W.P. Braunius*, Het leven van de zeventiende-eeuwse zeeman: valse romantiek of werkelijkheid?, in: Mededelingen van de Vereniging voor Zeegeschiedenis (1980) 11–22.

schrieb nämlich vor, daß alle auf feindlichen Schiffen auffindbaren Papiere beschlagnahmt werden müßten. Die Engländer haben die aufgebrachten Schiffe bekanntlich gründlich durchsucht und vermutlich selbst die Matrosen einer Leibesvisitation unterzogen. Naturgemäß war man dabei insbesondere auf der Suche nach strategisch bedeutsamen Informationen. Die meisten Papiere enthielten diese zwar nicht, aber trotzdem warf man sie nicht weg und legte sie in Paketen auf dem Dachboden des High Court of Admiralty ab. Dort blieben sie jahrhundertelang unsortiert liegen, jeweils nur nach Schiffen gebündelt, und können nun heute von Historikerinnen und Historikern eingesehen werden. Wer ihnen nachgeht und sie öffnet, wird überschwemmt von Kommissionsgeschäften, Empfehlungsschreiben, Konossementen, Ladebüchlein, Quittungen, Seebriefen, Geleitsschreiben und Handelskorrespondenzen. Ab und zu findet sich in den zusammengerollten Papieren auch ein Almanach oder ein Liederbuch, mit dem sich die Matrosen die Zeit vertrieben, oder eine Wachstafel, auf der sich der Bootsmann Notizen machte, mit einem an einer Lederschnur daran befestigten Stift. Zuweilen befinden sich die Briefe noch in ledernen Brieftaschen oder in blechernen Briefdosen, mit denen sie transportiert wurden. Der größte Teil der konfiszierten Papiere besteht aus Briefen gewöhnlicher Seeleute nach Hause oder von Familienangehörigen an ihre Verwandten auf See. Viele Briefsiegel waren noch unzerbrochen, als um 1980 der Rechtshistoriker Braunius die militärische Gesetzgebung an Bord der Kriegsflotte untersuchte, wobei er übrigens nur einen Teil des vorhandenen Materials einbezogen hat. Einige Briefe hatte man an einem anderen Ort im Archiv der Admirality abgelegt, nämlich solche, in denen man für die eigene Kriegsführung bedeutsame Informationen gefunden hatte, einschließlich kurzer englischsprachiger Zusammenfassungen. Beispielsweise finden sich darin Briefe, in denen Frauen über die in Amsterdam vorherrschende Stimmung berichteten.

Sowohl Form als auch Inhalt der Briefe verdienen Aufmerksamkeit. So existiert eine große Anzahl Briefe von Ende 1664, geschrieben von Teilen der Schiffsmannschaft der Kriegsflotte Michiel de Ruyters, die damals im Mittelmeer kreuzte. Viele davon stammen von einer einzigen Hand, vermutlich einem schreibkundigen Seemann höheren Rangs. Sie sind sehr knapp und enthalten zahlreiche Standardfloskeln, darunter vielfach „Ich lasse Euer Lieb wissen, daß ich noch bei Verstand und gesund bin, und hoffe, daß es Euer Lieb ebenso geht; wenn es anders ist, würde es mir von Herzen leid sein es zu hören". Auch enden die Briefe oft mit der Mitteilung „Weiter weiß ich nichts zu schreiben". Viele der Matrosen schrieben, daß sie in ein paar Wochen wieder zu Hause sein würden. Aber nicht nur sollten ihre Briefe nie ankommen, da das die Korrespondenzen mitführende Schiff durch die Engländer aufgebracht wurde, sondern ohne daß sie es wußten, hatte Admiral de Ruyter bereits einige Wochen zuvor einen Geheimauftrag erhalten, der ganz anders lautete, denn die Flotte nahm nun Kurs auf Amerika, um dort die niederländischen Interessen wahrzunehmen.

Der Befehl der Generalstaaten war dabei durch spezielle Schnellkuriere überbracht worden, was ausnahmsweise im Geheimen erfolgt war. Es gingen natürlich öfters Kuriere zur Flotte ab, aber dann wurden in der Regel die Gattinnen der

Flottenkommandanten darüber informiert. Dies war eine bekannte Sache, so daß die Familien der Seeleute über die Offiziersfrauen Briefe mitgeben konnten. Jetzt aber hatten die Ehefrauen der Matrosen de Ruyters die Neuigkeit erst viel später erfahren, wie aus Briefen offenbar wird, die sich an Bord eines zur selben Zeit ausfahrenden Schiffes befanden, das wenig später ebenfalls durch die Engländer aufgebracht werden sollte. Ihre Reaktionen sind somit ebenfalls in einem Paket im Public Record Office dokumentiert, und diese Briefe – zumeist von Gattinnen oder Müttern verfaßt – sind dabei inhaltlich viel variantenreicher.

Aus einem Brief geht etwa hervor, daß die Kontakte tatsächlich oftmals über die Frauen der Marineoffiziere abliefen. Der Mann von Orseltie Pieters etwa hatte dieselbe gebeten, einige „Waren" zu schicken, aber dies war – wie sie in ihrer Antwort schrieb – unmöglich, „denn De Ruyters Frau ist nicht zu Hause, die ist in Zeeland, wobei ich nicht weiß, wie ich sie dorthin bekomme". Aus einem anderen Schreiben wird deutlich, daß – vermutlich wegen des Krieges, vielleicht auch anderer Umstände halber – viele Briefe ihre Empfänger nie erreichten. Eine Frau schrieb ihrem Mann: „Ich hab, mein Geliebter, schon 6 Briefe geschrieben und daß sie nicht bestellt worden sind, das ist meine Schuld nicht".

Ein anderes Schreiben zeigt die Einschränkungen, denen einander schreibende Illiterate unterworfen waren. Sie sind sich des zwischengeschalteten Schreibers bewußt, möglicherweise auch der Tatsache, daß der Adressat ebenfalls Analphabet war und den Brief sich vorlesen lassen mußte, eventuell sogar in öffentlichem Rahmen. Deshalb waren sie sehr zurückhaltend, was sich etwa auch im Brief der Aeryaentgen Dirckx an ihren Mann zeigt, in dem sie schrieb, daß sie wolle, daß er bereits zu Hause wäre „aus Ursachen, die ich Ihnen nicht schreiben darf, aber könnten Sie selbst lesen, ich meine, ich würde Ihnen schon mehr schreiben, Sie könnten verstehen, was ich meine; ich wünschte wohl, daß ich auch schreiben könnte, ich würde mein Herz wohl offenbaren, doch es kann anders nicht sein...".

Eine andere Frau gab sich Mühe und versuchte selbst zu schreiben, was einen persönlicheren Brief ergab, etwa in einer Passage, in der sie ihren Mann bat, einen Brief zu schreiben, und ihren Zweifeln Ausdruck gab, ob er noch viel um sie gebe: „...und schreib mir doch sobald wie möglich einen Brief, es tut mir so weh, daß die Liebe nicht so viel vermag, weil ich es Ihnen so fest versprochen habe, doch Sie gingen weg, daß Sie mir einen Brief schreiben würden, aber Sie denken aus den Augen aus dem Sinn [= uit het oog uit het hart; Anm. d. Ü.], aber ich habe Sie genauso lieb wie mein Allerliebstes, aber überwältigt vom Sommer, denn ich verlange so sehr nach Ihnen, mein Liebster, um bei Ihnen zu sein, aber es kann nichts helfen, die Zeit dauert mir so lange, ich glaube nicht, daß Sie so nach mir verlangen wie ich nach Ihnen, ich lasse so manche Stunde Schlaf wegen Ihnen, mein Allerliebster, und sei von mir geküßt mit einem freundlichem Kuß", schrieb IJemteen Leender aus Amsterdam.

Daß auch Matrosen bisweilen einen persönlicheren Ton anschlugen, zeigt sich anhand eines Briefes von der Hand eines Berufs- oder zumindest geübten Schreibers, welcher zwar mit einem traditionellen Briefanfang eröffnet wird – „Gott sei gelobt, in Malaga, den 19. Dezember 1664" –, aber ansonsten einige Späße und

Anspielungen enthält. Dazu gehört die Bemerkung „du weißt schon, welche Kleider ich mitnahm", die auf die verspätete Heimreise im Winter anspielt, oder der Hinweis, daß der Schreiber selbst vielleicht früher zu Hause ankomme als sein eigener Brief („dann bin ich selbst der Brief"). Jan Nijvaer schrieb seiner Mutter, daß er wegen des Gegenwindes in Oran in Nordafrika gestrandet sei und von dort nach Calais segeln wolle. Er bat seine Mutter für ihn zu beten, „denn es ist hier ungesund wegen des Türken". Und er schloß den Brief, indem er ein frohes Neues Jahr wünschte, „auch wenn dies noch nicht so weit ist".

Der nächste Krieg mit England 1672–1674 ergab erneut eine Anzahl Pakete beschlagnahmter Papiere, in denen sich wieder viele Briefe von Seeleuten und von deren an Land gebliebenen Familie befinden. Auch in diesen Dokumenten hat es manche Information über das Briefeschreiben selbst. Die Frau von Jan Jansoon Slooper etwa, der an Bord des Schiffs ‚Sparndam' war, notierte – oder ließ notieren – in der oberen rechten Ecke „Dies ist unser 9ter Brief". Den Zustand Hollands sah sie als schlechter an als im letzten Krieg, und sie schrieb: „Ich kann keinen Brief schreiben, ohne das es unter großer Pein erfolgt" und „denn es sind schon viele gute Freunde innerhalb kurzer Zeit begraben worden", etwa ihr Schwager, der, augenscheinlich ebenfalls ein Seemann, während eines Sturms im Kanal „Nieuwe Diep" ertrunken war. Die Republik hatte sich in diesen Jahren einer Koalition zu erwehren, der neben England auch Frankreich angehörte, wobei gerade das Jahr 1672 als ein Unglücksjahr in die holländische Geschichte eingegangen ist. Die Briefe spiegeln dies dabei auf einer persönlichen Ebene wider. Auch andere Frauen gaben zudem explizit an, daß sie schon früher Briefe verfaßt hatten. So schrieb Annetje Elias ihrem Mann, daß sie schon viele Briefe abgeschickt habe: „Weiter lasse ich Sie wissen, daß ich schon viele Briefe geschrieben habe und darin geschrieben habe, daß ich umgezogen bin", worauf ihre neue Adresse folgt. Umgekehrt schrieb etwa Charel Belleman aus Malaga an seine Frau in Oostende, daß er unterwegs im Hafen von Calais leider seinen Bruder Jan verpaßt habe, der von dort aus acht Tage zuvor ausgelaufen war.

Die Schreiberinnen und Schreiber waren zumeist Teil eines breiten Familiennetzwerks und Freundeskreises von Seeleuten. So gaben die zu Hause Gebliebenen häufig die von anderen Seeleuten der Familie oder Nachbarschaft zurückgelegten Strecken weiter. Lijntje Pieters etwa berichtete ihrem Mann nach Korfu, daß der Bruder seines Schwagers auf einem Schiff durch die Engländer gefangen genommen worden und in England gestorben sei. Sie klagte des Weiteren, daß sie aufgrund des Krieges Briefe entbehren müsse: „ Ich hoffe, daß ich Ihre lieben Briefe wohl bekomme, aber ich kann keine Briefe erhalten, weil die Schiffe von den Engländern genommen werden". Sie schloß mit „Ich verlange so sehr nach einem Brief, ich kann es nicht... wie es nur mit Euer Lieb geht und wie Euer Lieb die Reise gefällt". Viele der zu Hause Gebliebenen drängten ihre Verwandten, regelmäßig ein Lebenszeichen zu geben, wie etwa im Brief Hendrik Franssens aus Middelburg an seinen Sohn. Selbst wußte er übrigens nicht allzu viel zu schreiben, denn sein Sohn war noch nicht lange fort, so daß er es bei guten Ratschlägen beließ wie „Halten Sie sich von böser Gesellschaft fern". Jochem Hanssens Frau schrieb,

„daß ich so sehr nach Ihnen liebster Mann oder nach einem Brief von Ihnen verlange". „Das weiß unser Gott wie ich nach Ihnen, mein liebster Mann, nach einem Brief verlange...", schrieb eine andere Frau mit eigener Hand.

Viele der Briefe wurden von leidlich geübten Händen geschrieben. In einigen Paketen finden sich zudem Briefe in regelmäßig wiederkehrenden Handschriften, so daß es sich hier offenkundig um diktierte Schriftstücke handelt. Aber es gibt natürlich auch selbst verfaßte Briefe, bisweilen ziemlich sorgfältig geschrieben, bisweilen kaum lesbar. Auch Halbliterate versuchten immer wieder, etwas zu Papier zu bringen. Willem Jacobs Verlaen etwa schrieb mit exakter Hand seinem Bruder einen Brief, unter dem sich einige handschriftlich hinzugefügte Sätze von dessen Ehefrau finden, zwar unbeholfen geschrieben, aber doch selbst verfaßt, was einen deutlich höheren emotionalen Mehrwert darstellte, auch wenn den Empfängern, die vielleicht selbst kaum lesen konnten, ein solches Gekritzel wie ein schwieriges Puzzle vorgekommen sein muß. Bei der Adresse dieses Schreibens wie auch anderer Briefe fällt zudem auf, daß sie oft über zwei oder mehrere Stationen verliefen. Häufig waren sie in erster Instanz an einen Offizier an Bord gerichtet, was offenkundig eine vertrauenswürdigere Wahl mit mehr Garantie auf Zustellung des Schreibens darstellte als nur ein gewöhnlicher Matrose.

Eine Ehefrau teilte ihrem Mann schließlich mit, daß er Vater geworden war: „So lasse ich Euer Lieb wissen, daß ich am 24. März im Kindsbett einen jungen Sohn geboren und ihn auf den Namen Arijan Lambertsz taufen lassen habe, es ist ein solch liebes Herzchen, er trägt bereits Kleider und ich wünschte wohl gegen etwas Liebes, daß Sie Ihren Sohn einmal sehen können; ich wünschte, daß die Zeit bereits um wäre, daß Sie mit Liebe bereits zu Hause wären." Doch düster fuhr sie weiter: „Aber wer weiß, ob wir uns einander in diesem Leben wieder sehen werden, denn wir sitzen hier in großer Furcht vor dem Franzosen, da er hier hart und stark sich uns nähert mit einem mächtigen Heer, und er mordet alles, wohin er auch kommt."

Nach diesem dritten Krieg mit England, der schließlich für die Republik ein gutes Ende nehmen sollte, wurden die beiden Staaten Verbündete. Dieses Bündnis endigte erst nach rund einem Jahrhundert, als Nordamerika sich von seinem Mutterland England abspaltete und zu diesem Zweck von der Republik Unterstützung erhielt. Der vierte Krieg mit England begann 1780 und sollte vier Jahre dauern. Archivalischer Nebeneffekt war wiederum, daß sich zahlreiche Pakete mit Schiffspapieren von aufgebrachten Booten in London erhalten haben. 1781 etwa eroberten die Engländer eine Flotte der Vereinigten Ostindischen Compagnie (VOC) beim Kap der Guten Hoffnung. Der Steuermann eines der Schiffe, Harmanus Kikkert, überlebte das Rencontre, aber seine Papiere wurden bei dieser Gelegenheit beschlagnahmt, darunter auch ein Stapel Briefe, die ihm seine Frau seit 1776 sowie einige andere Freunde und Familienangehörige zugesandt hatten[9]. Es ist offenkundig, daß diese Briefe für Harmanus mehr als nur informative Mitteilungen von der

[9] *Perry Moree* (Hrsg.), Kikkertje lief. Brieven van Aagje Luytsen geschreven tussen 1776 en 1780 aan Harmanus Kikkert, stuurman in dienst van de VOC (Den Burg 2003).

Heimatfront bedeuteten, denn er hatte sie auf seinen Reisen sorgfältig aufbewahrt, so daß sie für ihn einen erheblichen emotionalen Wert gehabt haben müssen. Dies hatten sie auch für seine zurückgelassene Frau, denn sie sprach von den „lieben Briefelein", die sie von ihm empfangen habe.

Bei Harmanus Kikkert nun ist – dank kürzlich gemachter Untersuchungen – vieles über den Kontext bekannt, in dem diese Briefe verfaßt wurden. Daß sich in diesem Fall mehr Informationen als üblich über die Schreiberin sowie den Adressaten finden lassen, hängt damit zusammen, daß sie beide aus einer etwas höheren sozialen Schicht stammten als das gewöhnliche Schiffsvolk. Harmanus kam aus einer Seemannsfamilie von der Wattinsel Texel. Er und sein Bruder erhielten eine schulische Ausbildung und hatten wohl auch – wie einige andere Familienmitglieder – Schiffahrtkunde studiert. 1769 heuerten er und sein Bruder als Quartiermeister bei der VOC an, 1775 war er bereits zum dritten Steuermann – damals der niedrigste Offiziersrang – aufgestiegen. Ein Jahr später heiratete er mit Aagje Luijtsen eine 20jährige junge Frau aus Texel. Anhand ihrer Briefe zeigt sich, daß sie leidlich gut schreiben konnte, auch wenn vor allem ihre Orthographie chaotisch war, was damals bei Frauen weit verbreitet war. Ihren ersten Brief verfaßte sie ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit, nachdem sich ihr Mann für eine Ostfahrt eingeschifft hatte. Eine solche Reise dauerte durchschnittlich anderthalb Jahre. Sie schrieb diesen Brief bereits einige Tage nach der Abreise ihres Mannes, als dieser mit seinem Schiff noch im Hafen von Texel lag. Einmal abgereist, konnten die Briefe später bis zu vier Monaten unterwegs sein, bis sie ihren Empfänger in Indien erreichen sollten.

Im Paket von Harmanus finden sich 18 Briefe seiner Frau, dazu kommt in einem anderen Paket ein weiterer Brief, der sich vermutlich unterwegs auf einem anderen durch die Engländer aufgebrachten Schiff befunden haben dürfte. Einige Briefe sind direkt an Harmanus adressiert, andere wurden durch Mittelsmänner weiter geleitet. Mehrmals findet sich auf dem Briefumschlag die Bemerkung „Mit einem Freund, den Gott durch das Meer geleite". Diese Briefe wurden über Freunde und Bekannte weiter geleitet, manchmal auch gegen Bezahlung. Diesen inoffiziellen Postweg sah die VOC zwar als illegal an, er war aber trotzdem verbreitete Praxis. Aagje schrieb ihrem Mann regelmäßig, doch mißachtete sie seinen Rat und stellte nicht von jedem Brief eine Abschrift her, um diese über eine andere Route ihrem Mann zuzusenden. Dies war ein unter Seeleuten erprobtes Verfahren, denn so erhöhte sich natürlich die Chance, daß der Brief seinen Bestimmungsort erreichen würde. Aagje schrieb selbst in einem sehr persönlichen Stil. Sie war sich sicher, daß ihre Briefe nur von ihrem Mann gelesen werden würden, was ihr vermutlich diesen persönlicheren Ton ermöglichte. So redete sie ihren Mann mit Kosenamen an, wie Liebster, Herzchen, Seelchen, „bekkeliefe" [= jemand, der kost; Anm. d. Ü.], oder das in Texel gebräuchliche „slep" [= Liebling; Anm. d. Ü.]. Solche Briefe besaßen natürlich einen ausgeprägt privaten Charakter, was sich auch aus der folgenden Mitteilung zeigt. In einem ihrer Briefe hatte Aagje geschrieben, daß auch Harmanus' Schwester damit beschäftigt sei, ihm zu schreiben, daß sie jedoch den Inhalt dieses Briefes nicht kenne, denn „ich durfte es nicht lesen".

Als Aagje ihren ersten Brief schrieb, war sie seit fünf Monaten schwanger, später bekam sie noch mehr Kinder. Bisweilen schrieben diese im wörtlichen Sinne an den Briefen mit, etwa als sie notierte, daß der kleine Lammert „den Stift mir oft aus der Hand zieht, und ich glaube, daß er auch schreiben will". Am Papierrand erkennt man tatsächlich seinen Namen in krakeliger Schrift, mit folgendem Hinweis: „Dort hat unser lieber Lammert geschrieben." Bei einem anderen Brief findet sich ein Zettel mit Gekritzel und ebenso vielen Versuchen, den Buchstaben O zu schreiben, mit der hinzugefügten Erläuterung: „Das ist die Handschrift deines Sohnes, Vater, er wollte einfach einen Brief an seinen Vater schreiben... wie sie sehen alles O's." Der letzte Brief Aagjes enthält einen traurigen Bericht, handelt er doch von den Pocken, an denen das jüngste Kind Klaas schließlich gestorben war.

Schlußfolgerungen

Die Erfindung des Buchdrucks wird gemeinhin als eine Revolution angesehen. Es gibt jedoch auch Fachleute, die lieber von einer Revolution in der Kommunikation sprechen und dabei nicht an den Buchdruck, sondern an den Brief denken[10]. Die These von der Kommunikations-Revolution wurde bereits 1916 durch Werner Sombart formuliert, beruhte dabei aber tatsächlich auf einer noch älteren Idee. Große Bedeutung kommt in diesem Konzept – in Entsprechung zu Gutenberg als dem Erfinder des Buchdrucks – Francisco de Tassis (Franz von Taxis 1459–1519) als dem Erfinder des Postwesens zu. Jedenfalls war er derjenige, der Ende des 15. Jahrhunderts regelmäßige Postverbindungen zwischen den europäischen Hauptstädten einführte. Die Folgen dieser Erfindung waren noch kapitaler als beim Buchdruck, denn Drucke bedeuten Einweg-Kommunikation, während Briefe interaktiv sind. Es kann deshalb durchaus ein Vergleich zwischen dieser historischen Entwicklung und der Beziehung des neuen, aber einseitigen Mediums Fernsehen zum noch neueren und interaktiven Medium Internet gezogen werden.

Die Kommunikations-Revolution des 16. Jahrhunderts führte dazu, daß sich die Vorstellung von Raum und Zeit in Europa veränderte. Die Praxis des Briefeschreibens machte Kontakte nach außerhalb viel einfacher und trug, wie oft angenommen wird, viel zu einem sich entwickelnden Individualitäts-Bewußtsein bei. Briefkontakte stimulierten den kulturellen Austausch, und auch die Wirtschaft profitierte vom neuen System.

Trotz seiner großen Bedeutung hat man der Geschichte des Postwesens bisher wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht. Es gibt wohl einige Angaben zu den offiziellen Postverbindungen, doch der inoffizielle oder gar illegale Postverkehr stellt noch unerforschtes Terrain dar. Auch die Praxis des Briefeschreibens ist noch nicht sehr gut erforscht. Interesse gefunden haben in dieser Hinsicht erst die kor-

[10] *Wolfgang Behringer*, Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit (Göttingen 2003).

respondierende Elite, die Schreiberinnen oder Schreiber literarischer oder politischer Briefe oder der Einfluß von Briefstellern auf die jeweilige Schreibpraxis[11].

Lange Zeit hat man das Ausmaß der Verbreitung des Briefeschreibens als Indikator für den kulturellen Entwicklungsstand eines Landes oder eines Volkes angesehen. Die politische Diskussion beispielsweise, die in England im 19. Jahrhundert über die Posttarife geführt worden war, erwuchs vor allem aus der Überzeugung, daß es über die Anregung zum Briefeschreiben zu einem Entwicklungssprung in der Arbeiterklasse kommen würde[12]. Die Erwartung war, daß das Proletariat sich so aus seiner oral geprägten Kultur lösen würde, aber da das Briefeschreiben aufgrund der hohen Versandtarife einen Luxus darstelle, könnten die Arbeiter sich dies nicht leisten, so daß progressive Politiker eben die „penny post" einführen wollten. Zu ihren Argumenten gehörte auch, daß im gewöhnlichen Volk ein enormes Potential an Briefeschreibern bestünde. Vermutlich war ihnen jedoch entgangen, daß inoffizielle Versandwege bereits seit Jahrhunderten ebenso bedeutend für die Zustellung von Briefen waren, auch für die Korrespondenz illiterater, armer Menschen.

In der jüngsten historischen Forschung hat man den Unterschied zwischen „literacy" und „skills of communication" betont, denn wer ersteres nicht beherrschte, konnte zweifellos über das zweite verfügen. Auch Analphabeten waren fähig, schriftlich miteinander zu kommunizieren, denn Lesen und Schreiben sind „transferable skills", die von entsprechenden Spezialisten angeboten wurden. Daß auch einfache Leute vom Postangebot Gebrauch machten, konstatiert etwa auch David Vincent und verweist darauf, daß der französische Glaser Jacques-Louis Ménétra die Pariser „petite post" für seine geschäftlichen und privaten Angelegenheiten genutzt hat[13].

Anhand der Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer an Land gebliebenen Familien und Freunde ergibt sich der Eindruck, daß bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts innerhalb einfacherer Schichten eine blühende Schriftkultur vorhanden war. Korrespondieren war eine Fertigkeit, die viel weiter verbreitet war als bisher angenommen. Die Briefe gewöhnlicher Seeleute und ihrer Nächsten waren teilweise sehr persönlich gehalten und wirken – auch wenn sich bestimmte Redewendungen finden lassen – von der im Bürgertum vorherrschenden Schreibetikette oder den bei Gelehrten üblichen Korrespondenzusanzen noch weitgehend unberührt. Wie ausgeprägt Kultur und Mentalität unterer Schichten von den Standards der Elite beeinflußt waren, muß jedoch noch weiter untersucht werden.

[11] *P.J. Moree*, ‚Met vriend die God geleide'. Het Nederlands-Aziatische postvervoer ten tijde van de Verenigde Oost-Indische Compagnie (Zutphen 1998) 68–70; *Willemijn Ruberg*, Children's correspondence as a pedagogical tool in the Netherlands, 1770–1850, in: Paedagogica Historica 41 (2005) 295–312.

[12] *David Vincent*, Literacy and Popular Culture, England 1750–1914 (Cambridge 1989) 33–34, 47.

[13] *David Vincent*, The Rise of Mass Literacy. Reading and Writing in Modern Europe (Cambridge 2000) 104.

Aufgrund der in London erhaltenen Briefkollektion ist es uns möglich, einer Vorstellungswelt zu begegnen, die ansonsten für immer verloren gegangen ist. Nur in Ausnahmefällen sind Briefe einfacher Menschen erhalten geblieben. Neben den Einsichten, die wir dadurch in die damalige Schreibpraxis gewinnen, fällt auf, daß offenbar großes Vertrauen hinsichtlich der Funktionstüchtigkeit halbprivater Versandwege bestand. Im Gegensatz zu den offiziellen Postdiensten, deren Etablierung im frühmodernen Europa Historikerinnen und Historiker dazu verleitet hat, von einer Revolution in der Kommunikation zu sprechen, funktionierte dieser inoffizielle Postverkehr auf reiner Vertrauensbasis, auf einem System von Dienst und Gegenleistung. Dieses zu konstatierende große Vertrauen fällt auf, denn anhand der bisher ausgewerteten Quellen – beispielsweise Gerichtsakten – erhielt man wiederholt den Eindruck, als ob die Vormoderne eine von rauhen Umgangsformen gekennzeichnete Zeit gewesen sei, in der Diebstahl und Gewalt eher die Regel als die Ausnahme waren. Die Bedeutung des Faktors Vertrauen innerhalb bestimmter Gruppen hat in den letzten Jahren als Erklärungsansatz für verschiedene Entwicklungen im Rahmen der europäischen Geschichte an Gewicht gewonnen. So hätte sich ohne gegenseitiges Vertrauen kein Handel entwickeln können (Wechselbrief), aber auch die Forschung konnte sich im 17. Jahrhundert in England vor allem deshalb so stark entwickeln, weil unter den Gentleman-Wissenschaftlern ein Grundkonsens herrschte, wie Forschung betrieben werden sollte, auch wenn sich die Resultate widersprechen würden[14]. Möglicherweise kann deshalb die Entdeckung, daß Briefkommunikation in allen sozialen Schichten in Westeuropa von Bedeutung war, zur Erklärung des Modernisierungsprozesses beitragen.

Übersetzt von Lorenz Heiligensetzer

[14] *Steven Shapin*, A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England (Chicago 1994).